



## Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

26. Jahrgang. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich im Umfang von mindestens 3 Quartbogen mit Extra-Beilagen und können durch jede Buchhandlung bezogen werden.  
Nr. 7. Preis per Jahrgang \$1.50 postfrei.

April 1898.

**Inhalt:** Die katholische Mission in den Goldfeldern von Klondike und Alaska. — Die Sioux und ihre Apostel. — Eine Sommerfahrt durch Jesso, die Nordinsel Japans. (Schluß.) — Nachrichten aus den Missionen: Armenien (Fortdauer des Nothstandes); Vorderindien (Nagpor; Pondichery; Mission von Sanganner); Aequatorial-Afrika (Nord-Nyanza); Britisch Uganda (Vicariat vom Obern Nil); Südafrika (Maschonaland); Nordamerika (Mission am Obern See). — Aus verschiedenen Missionen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Die Schiffbrüchigen. (Fortsetzung.)

### Die katholische Mission in den Goldfeldern von Klondike und Alaska.

Wir leben in einem „goldenen Zeitalter“. Der Reihe nach ging seit den 40er Jahren der funkelnde Goldstern über Californien, Australien, Transvaal und Rhodesia auf, und nun wieder glänzt er wie ein zauberhaftes Nordlicht über den Eisfeldern des äußersten Nordwestens von Nordamerika. Klondike ist das Zauberwort, das von Millionen Lippen tönt, der goldene Zielpunkt, auf den im Augenblick Millionen gieriger Augen gerichtet sind.

Da die Tagesblätter so oft über diese „unermesslich reichen“ Goldfelder reden, dürfte es unsern Lesern gewiß willkommen sein, wenn wir hier kurz zusammenfassen, was auch unsere katholischen Missionäre über das Goldland im hohen Norden und über die dortigen Missionsverhältnisse uns erzählen. Es bildet dies zugleich eine kleine Ergänzung zu unsern frühern alaskischen Skizzen.

#### 1. Die Goldminen im Südostridistrict.

Daß Alaska (s. Kärtchen S. 156) reiche Minenschätze birgt, ist nichts Neues. Nachdem die Vereinigten Staaten das vormals russische Alaska um 30 Millionen Mark gekauft hatten (1867), begannen die Amerikaner in ihrem neuen „Territorium“ auch gleich auf edle Metalle zu fahnden. Bereits 1873 wurden in der Nähe von Sitta, der Hauptstadt im Südwestdistrict, noch diesseits der Bering-See, die ersten Goldfunde gemacht. Bald stieß man 1897/1898.

unweit der jetzigen Minenstadt Juneau auf noch reichere Goldadern. Die Entdeckung, welcher andere rasch folgten, zog seit 1880 eine starke Einwanderung in den Südostridistrict nach sich. Eine Reihe Gesellschaften übernahmen den Anbau; von 1880—1890 wurden nach dem Report on Population and Resources of Alaska, Washington 1893, p. 235, über  $4\frac{1}{2}$  Millionen Dollar gefördert, und 1890 waren nicht weniger als 285 Stampfen im Betrieb. Auch seit den neuen Entdeckungen dauert derselbe ruhig fort. Da unter den Minenarbeitern auch viele Katholiken sich fanden, brachte die Entwicklung der Goldgewinnung auch einen neuen Aufschwung der Mission in diesem Gebietstheile. Während früher ein einziger Priester den ganzen Südostridistrict besorgte, sind dort jetzt drei Patres, zwei in Juneau, einer in Douglas, stationirt. Die Gemeinde von Juneau zählt einige hundert Katholiken. Im December 1896 wurde auch auf der Insel Douglas, zwei Meilen von Juneau entfernt, eine neue Kapelle, „M. L. Frau von den Minen“ genannt, eingeweiht. Hier befindet sich die bisher reichste Golberzmine Alaskas in den Händen einer englischen Gesellschaft (Treadwell & Cie.). „Diese größte Golberzstampfe der Welt“, so schreibt P. Bougis, „liegt dicht bei unserer Station. 240 Pochhämmer, von denen jeder  $8\frac{1}{2}$  Centner wiegt und 96 Schläge in der Minute führt, zermalmen täglich durchschnittlich 750 Tonnen Goldquarz und ergeben einen Ertrag von 80000 Dollar monat-



lich. Etwas über einen Kilometer von unserer Kapelle entfernt ist eine andere Mine und Stampfe mit 120 Pochhämmer und einem Monatsertrag von 50000 Dollar. Nur an zwei Tagen des Jahres, am Weihnachtsfest und am 4. Juli, dem großen nationalen Festtag, setzen die Dynamitsprengeungen, der betäubende Lärm der Stampfen und die dicken schwarzen Rauchsäulen, die den zahlreichen Schloten entsteigen, aus. Sowohl in Juneau wie in Douglas werden die Minenwerke dieses Jahr (1897) noch vergrößert. Das Mineral von Douglas ist weniger reich, da es bloß 3 Doll. per Tonne ergibt, aber sozusagen unerschöpflich. Außer den drei großen Minen im Betrieb sollen bald noch neue eröffnet werden. Seit neun Jahren beschäftigt die von Treadwell allein Tag und Nacht 300 Mann und ist noch lange nicht erschöpft.“ Die Arbeit in den niedern, schlecht gelüfteten Schächten ist, wie sich P. Bougis bei einem Besuche überzeugte, äußerst beschwerlich und gefährlich. Neben den Patres wirken hier im Südostdistrict auch die canadischen St. Annaschwestern. Zwei von ihnen leiten eine Schule mit 40 Kindern auf Douglas-Eiland, acht andere die Pfarerschule in Juneau mit etwa 80 zu einem Drittel katholischen Kindern, und das dortige schöne Spital (80×70'), in dem etwa 30 franke oder zu Krüppeln gewordene Bergleute gepflegt werden. Ende des letzten Jahres wurde in Douglas mit einem Kostenaufwand von 10000 Doll. ein zweites Spital (70×40') errichtet.

In Sitka, dem malerisch gelegenen russischen Stapelplatz (s. Bild Jahrg. 1895, S. 125), das heute der Sitz des amerikanischen Statthalters von Alaska und der Civil- und Militärbehörde ist, hat die kleine katholische Gemeinde von etwa 40 Seelen ein arm-seliges Kirchlein, das sich neben den hübschen russischen und protestantischen Tempeln und Anstalten kaum sehen lassen darf.

Neben der Seelsorge der Weißen haben die Patres begonnen, sich, soweit ihre geringe Zahl es erlaubt, auch der hier zahlreichen Thlinkit-Indianer anzunehmen. P. Treca, der nach jahrelanger Arbeit im eigentlichen Alaska in diesen viel mildern Südostdistrict versetzt worden ist, hat in der Nähe von Juneau eine Mission eröffnet und ist bereits im Besitze einer kleinen Kapelle u. L. Frau vom Rosenkranz.

## 2. Die Goldfelder am Yukon und Klondike.

Auch im eigentlichen Alaska war längst an verschiedenen Punkten nach Gold gesucht worden. Schon die ersten Missionäre fanden kleinere oder größere Goldsucherbanden, namentlich am mittlern und obern Yukon, und klagten bitter über deren verderblichen Einfluß auf die einheimische Bevölkerung. Doch boten die goldführenden Kies- und Lehmager längs des Yukon und seiner Nebenflüsse, einzelne glückliche Funde abgerechnet, keine lohnende Ausbeute. Erst seit Anfang der 90er Jahre stieß man im obern Yukongebiet, namentlich jenseits des 141.° w. L. von Gr., d. h. bereits in britischem Gebiet, auf ergiebigere Schwemmgoldlager, und rasch entstanden hier eine Reihe größerer Minenstädtchen, wie Circle City (gegründet 1894), Forty Miles, Cudahy u. a., deren Bevölkerung trotz der Schwierigkeit der Verbindung und der fast unerträglichen Lebensbedingungen rasch zunahm. Die Missionäre dankten Gott, daß so das Hauptfeld ihrer Thätigkeit von den Goldsucherbanden gesäubert wurde.

Unter den Goldsuchern am obern Yukon befanden sich jedoch auch zahlreiche Katholiken, und diese wandten sich wiederholt mit dringender Bitte an den Missionsobern, damals P. Tosi, um einen Priester. Trotz der geringen Zahl seiner Kräfte entsprach

der Apostol. Präfect dem Verlangen, und im August 1894 erhielt der Amerikaner P. Wilhelm Judge den Befehl, von Nulato, wo er sich zur Zeit befand, aufzubrechen und ins Goldfeldergebiet am obern Yukon überzusiedeln. Er schreibt darüber an Bord des Yukondampfers Arctic unter dem 24. August 1894 an seinen Bruder: „Ich bin auf dem Wege zu dem größten Minenlager am Yukon. Es ist ein Posten, 'Forty Miles' genannt, etwa 1000 engl. Meilen von Nulato und 1600 von der Mündung des Yukon entfernt. Es liegt nicht viel nördlicher als Nulato, ist aber im Winter durchweg kälter, wahrscheinlich wegen der weiten Entfernung von der Küste. Der Ort ist bereits auf dem Gebiet von Britisch-Columbien, etwa zehn Meilen von der Grenze, so daß ich nicht mehr auf dem Boden der Vereinigten Staaten bin. (Das Gebiet gehört daher bereits zur Jurisdiction der Oblatenmission von Athabaska; dieselbe ist aber zu weit entfernt, um Hilfe zu bringen, und so übertrug der dortige Apostol. Vicar Msgr. Grouard O. M. I. dem Apostol. Präfecten von Alaska alle nöthigen Vollmachten.) Ich wußte nichts von dem Wechsel, bis der Dampfer, der mich mitnehmen sollte, in Nulato anlangte. Rasch mußte ich einiges Gepäck zusammenraffen und fort, ohne auch nur Abschied nehmen zu können. Ich war in Nulato sehr glücklich gewesen und hatte die guten Indianer dort recht lieb gewonnen; allein das Bewußtsein, den Willen Gottes zu thun, ersetzte mir reichlich das Opfer, das ich beim Abschied natürlicherweise zu bringen hatte. Ja ich kann in Wahrheit sagen, daß ich nie in meinem Leben mich glücklicher fühlte als gerade jetzt. Und doch werde ich dort völlig allein sein, selbst ohne einen Laienbruder als Genossen und ohne Aussicht, auf wenigstens zehn Monate hinaus je einen Priester zu sehen, da der nächste Pater, der in Nulato, gerade etwa 1000 Meilen von mir entfernt ist. Du mußt also eifriger denn je für mich beten.

„Es leben um Forty Miles herum 800—900 Minenarbeiter, außerdem ein Indianerstamm. Eine Anzahl der Minenarbeiter ist katholisch, und sie hatten den Pater Superior so dringend um einen Priester angegangen, daß er ihnen die Bitte nicht gut abschlagen konnte. Ueberdies war es sein Wunsch, eine Mission unter den dortigen Indianern zu eröffnen. Ich werde also genug zu thun bekommen, mehr denn je, und wünschte nur, daß die Tage hier oben doppelt so lang wären. Gestern fuhrn wir innerhalb des arktischen Gürtels, jetzt aber wendet sich der Yukon südlich nach Forty Miles zu, das etwa 60 Meilen südlich vom Polarkreis gelegen ist.“

Ein späterer Brief von Ende 1895 meldet, daß die Zahl der katholischen Minenarbeiter in Forty Miles ziemlich bedeutend sei und P. Judge viel zu thun habe. Die Leute bewiesen ihre religiöse Gesinnung auch dadurch, daß sie dringend um katholische Schwestern baten, die hier ein Spital eröffnen sollten. Nicht weit von den Goldlagern wuchs bereits ein zweites kleines Städtlein empor, Circle City (Polarkreis-Stadt), so genannt, weil es bereits innerhalb der Eiszone liegt. „Die Goldminen scheinen sehr reich zu sein und ziehen wie ein Magnet einen Strom von Abenteurern an. Bereits haben zwei Rivalgesellschaften dort Fuß gefaßt, und zwei Flußdampfer besorgen den Dienst auf dem Yukon, um während der kurzen Sommermonate auf einer oder höchstens zwei Fahrten die nöthigen Jahresvorräthe zur Stelle zu schaffen.“ Neben der Seelsorge der Minenarbeiter zog P. Judge so viel als möglich die umliegenden Ingalik-Indianer in den Bereich seiner Thätigkeit. So ungefähr blieb die Lage bis 1896. Zwei volle Jahre hielt der arme Pater mutterselnenallein an diesem weit-



entlegenen Posten aus, ein einziges Mal (Juli 1896) durch einen Besuch des Mitbruders, P. Barnum, erfreut, da kamen am 20. August 1896 zwei Männer, ein Weißer, Namens Georg Carmack, und ein Indianer, auf einem Canoe den Yukon herabgefahren und brachten nach Forty Miles die erste Kunde von den am Klondikefluß neu entdeckten reichen Goldfeldern.

Klondike (indianisch throu-diuk, d. h. fischreich) ist ein 320 km langer Fluß, der sich nicht weit über dem 64.° n. Br. und ungefähr unter dem 139.° w. L. von Gr. in den Yukon ergießt, rund 2800 km von dessen Mündung in die Bering-See. Die Goldfelder liegen somit einen vollen Grad innerhalb des britischen Gebietes. Bereits am folgenden Morgen nach der Botchaft war Forty Miles fast menschenleer. Alles jagte kopfüber nach dem neuen Goldbistric. Die Boote stiegen hoch im Preis, und eine endlose Reihe von Canoes bewegte sich den Strom hinauf, die aber bald, da der Yukon gefror, den Hunde- und Handschlitten Platz machten. Viele erlagen schon auf dem Wege den furchtbaren Strapazen. Die Ersten an Ort und Stelle hatten vor der Außenwelt ein ganzes Jahr voraus, und selbst nach der 300 Meilen entfernten Circle City drang das Gerücht erst um Weihnachten hin. Während des Winters wurden bloß 300 Schurflose amtlich einregistriert. Weitere Nachgrabungen an den andern Nebenflüssen (Creeks) des Klondike, besonders am Hunter- und Eldorado-Creek, stellten fest, daß man hier auf ein wahres Goldnest gestoßen war. „Einige Goldsucher“, so schreibt P. Bougis, „haben in kurzer Zeit ein Vermögen von 60000, 80000, ja 100000 Doll. (1 Dollar = 4,20 Mark) erworben. Eine einzige Schaufel voll Golderde ergab bis zu 500 Doll. und darüber, und man fand solide Klümpchen von 1—2 Pfd. Schwere. Wie man erzählt, brachte ein Goldwäscher in drei Tagen 33 Kilo Gold zusammen. Zweifellos ist das Gebiet sehr reich und die Auffindung des eigentlichen Hauptgoldlagers, aus welchem jenes Schwemmgold sich durch die Wirkung des Regens oder der Vergletscherung abgelöst hat, ist nur eine Frage der Zeit.

„Alles wird hier aber mit Gold bezahlt. Eine Unze ist auf 20 Doll. gewerthet, und in allen Buden und Verkaufsläden stehen Goldwagen, um die Preise abzuschätzen.“

Raum war die Kunde von den neuen Goldfeldern in die civilisirte Welt gedrungen, als eine ungeheure Aufregung ganz Canada und die Vereinigten Staaten ergriff und eine wahre Heßjagd nach dem unwirklichen, öden Nordland in Bewegung kam. Im Januar 1897 waren bereits an 2000 Menschen im Klondikegebiet zusammengeströmt; bis Juni stieg die Bevölkerung der neu entstandenen Dawson City auf 5000 und blieb fortwährend im Wachsen. Während der kurzen Sommermonate nahmen viele den weiten, aber bequemern Wasserweg durch die Aleuten ins Bering-Meer nach Fort St. Michael und dann den Yukon herauf ins Goldgebiet. (Die Entfernung von San Francisco nach den Aleuten beträgt 3480 km, von hier nach St. Michael 1200 km, von St. Michael nach Dawson etwa 2600 km.) Nach einem Briefe P. Barnums vom 12. August 1897 langten in diesem Jahre (1897) statt eines Dampfers, wie in gewöhnlichen Jahren, deren zwölf an, gefüllt mit Goldsuchern, Angestellten und Geschäftsleuten. Ein Billet bis Klondike kostet 150 Doll. Man tritt sich förmlich um die Plätze, und den glücklichen Besitzern von Billeten zu 150 Doll. wurden von andern 1500 angeboten. Einige Speculanten aus San Francisco errichteten während des Sommers in Dawson City eine Menge Krambuden, Schenken, Tanzsäle und selbst Theater und lockten den Leuten das Gold

aus der Tasche. „Ein Mann“, schreibt P. Peter Bougis am 30. September 1897, „der in Dawson City einen Tanzsaal hielt, gewann jede Nacht an 2000 Doll. und darüber. Wenn sonst Mangel herrscht, an Whisky ist Ueberfluß dort. Bereits wohnen hier 5000 Menschen unter Zelten. Ehe die Winterkälte sich einstellt, müssen nothwendig Blockhäuser aus Baumstämmen errichtet werden; ein einziger kleiner Baumstamm kostet aber 5 Doll. Circle City und Forty Miles, die letztes Jahr noch stark bevölkert waren, sind verlassen.“

Natürlich war auch P. Judge, der einzige Missionär weit und breit, sofort nach Dawson City übergesiedelt, um sich hier der zahlreichen katholischen Minenarbeiter anzunehmen. P. S. B. René, der am 16. März 1897 neu ernannte Apostol. Präfect von Alaska, besuchte ihn auf seiner ersten, 10000 Meilen weiten Rundreise durch das Missionsgebiet. „Ich fand P. Judge“, so schreibt er, „eifrig damit beschäftigt, ein zweistöckiges Spital zu errichten, selbstverständlich ganz aus Holz und am besten Platze der neuen Stadt. Ein einfaches Zelt dient ihm bis jetzt als Kirche und Wohnung. Doch beabsichtigt er, so bald wie möglich eine Kirche und eine Wohnung für zwei Priester zu bauen. Er scheint allgemein sehr geachtet und beliebt zu sein. Jedermann preist seinen Eifer und seine Liebe. Der arme Pater ist zwei Jahre lang ganz allein gewesen. Ich wünschte sehr, ich könnte einen zweiten Pater nach Dawson hinsetzen; allein alles, was ich bis jetzt thun konnte, war, Bruder Cunningham als Gehilfe hinzuzenden. Es ist noch unsicher, ob die fünf Schwestern (St. Annaschwestern aus Canada), welche von Akularak (an der Yukonmündung) stromaufwärts gefahren sind, um die Leitung des Spitals in Dawson City zu übernehmen, ihr Ziel erreicht haben.“ Näheres erfahren wir aus dem erwähnten Schreiben des P. Bougis. „Ein Minenarbeiter von Dawson City kommt auf seiner Rückfahrt eben durch Juneau. Sein Vermögen wird auf 150000 Doll. geschätzt. Er geht, den Winter in Irland zu verbringen, und nimmt einen Sack Goldklümpchen mit für seine Freunde. Im Spital von Juneau sah er unsere drei Schwestern und schenkte einer jeden ein Stück gediegenen Goldes im Werth von 50 Doll. Er erzählt, daß in Dawson City P. Judge ein Spital aus Holz errichte, 80' lang und 30' breit, mit zwei Stockwerken. Ein Minenarbeiter, der ihm bereits ein Geschenk von 5000 Doll. für den Bau eines Spitals und einer Schule an den Ufern des Klondike gemacht, gab ihm noch weitere 6000 für die Einrichtung des Spitals in Dawson City. An dasselbe stößt die Wohnung (40×30') der vier canadischen Schwestern, die es besorgen. P. Judge ist auch am Bau der Kirche (60×30'), welche Herr Galais, der Mann, von dem ich eben sprach, im Frühjahr bezahlen wird. Der Gründer des Spitals ist Herr Mac Donald, genannt der „König von Klondike“, da er in wenigen Jahren am obern Yukon ein phänomenales Vermögen sich erworben hat.“

Unter der hier bunt zusammengewürfelten Bevölkerung aus aller Herren Ländern finden sich neben den gemeinsten Elementen viele sehr achtbare Leute, zum Theil aus guten Familien. Dem Briefe einer deutschen Dame zufolge, die ihrem Manne, Herrn Robert Schönbeck von Gillespie, Illinois, in das unwirkliche Land am Klondike gefolgt ist, waren 1897 in Dawson City auch über 150 Deutsche, „lauter anständige, brave Leute“; unter ihnen auch ein deutscher Wirt aus New York, Namens Meyer. Bereits wurde auch die Gründung eines Gesangsvereins angeregt, ohne welchen der sangesfreudige Deutsche nun einmal nicht leben kann.



Aus den Briefen des in Juneau stationirten P. Bougis entnehmen wir noch folgende Einzelheiten: „Von hier (Juneau) ist der Klondikefluß rund 700 Meilen (etwa 1300 km) entfernt. Um auf dem Landweg dahin zu gelangen, muß man bis zu 4000' hohe Berge übersteigen. Die Packträger, Weiße und Indianer, verlangen einen halben Dollar fürs Pfund. Die Indianer sind kräftiger und tragen über die eisbedeckten, steilen Bergeshöhen bis zu zwei Centnern auf ihren Schultern. Die Ruderer haben eine gute Zeit und verdienen 100—200 Dollar per Tag. . . Die Goldsucher kommen überallher, selbst von England und Australien. Für das Frühjahr (1898) ist eine wahre Völkerwanderung in Aussicht. . .“ „Der Bau einer Eisenbahn von

Fort Wrangel nach Circle City ist bereits beschlossen. (Nach neuern Angaben wird die Linie Glenora am Stickefluß, der bis dorthin schiffbar sein soll, mit dem 150 Meilen entfernten Teslin-See verbinden, von wo eine fortgesetzte Wasser Verbindung mit dem Yukon besteht.) Die Bahn soll bis September 1898 vollendet und Klondike dann von der Nord-Pazifikküste aus in 5—6 Tagen zu erreichen sein, während jetzt die Reise wenigstens einen Monat beansprucht. Das ist das einzige Mittel, um das Goldland zu eröffnen und das dortige Leben weniger kostspielig zu machen. Augenblicklich (im Laufe von 1897) kostet ein Ei oben am Yukon 1 Doll., ein Sack Mehl 20 Doll. und ähnlich alles übrige.“ Wie die erwähnte deutsche Dame erzählt, kam 1897 eine Flasche Wein auf 10 Doll., eine Cigarre auf 50 Cts. (über 2 Mark), ein Laib Brod stand gleichfalls auf 50 Cts., ein Pastetchen auf 1 Doll. 2c „Tassen und Untertassen kosten 50 Cts. das Stück; Beßen 1½ Doll. 2c.

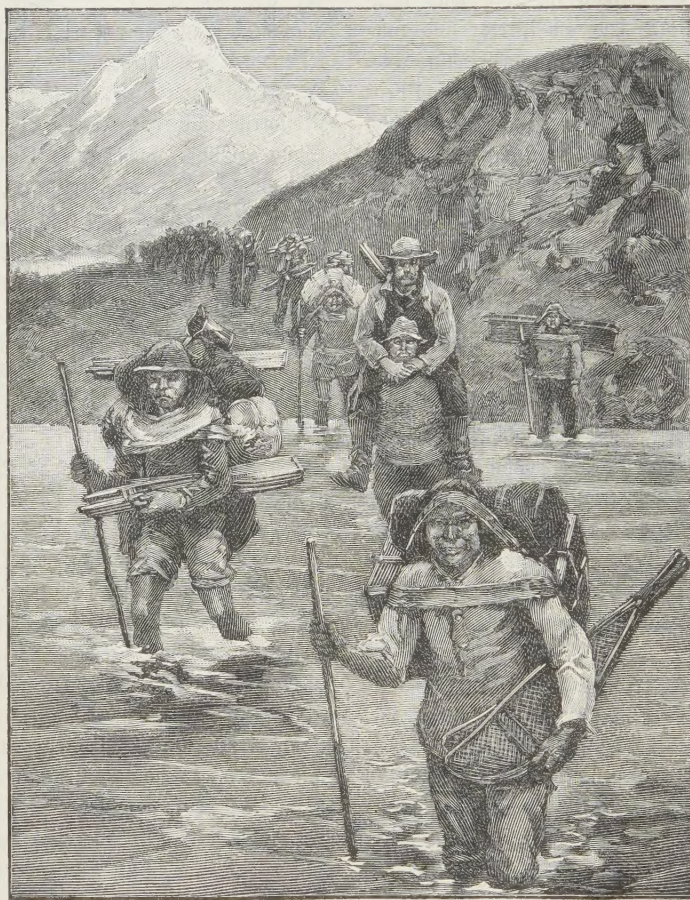
Eine Waschfrau erhält 6 Doll. den Tag. Die fünf Aerzte, welche sich hier niedergelassen haben, nehmen 10 Doll. für jeden Besuch.“ Während der kurzen Sommermonate, solange der Yukon offen ist und die Dampfer regelmäßig Vorräthe bringen, läßt sich trotz der hohen Preise leben. Allein während der schrecklichen Wintermonate hat die Bevölkerung am Klondike Furchtbares ausgestanden. Es dürfte gut sein, zur Klarlegung der tatsächlichen Verhältnisse wenigstens einige zuverlässige Berichte von Augenzeugen zur Kenntniß zu bringen, die wir dem Missionary Record der englischen Oblaten von der Unbefleckten Empfängniß, 1897, entnehmen.

Ende 1897 fandte ein gewisser Herr Collings dem Monitor, einer katholischen Zeitung in London, folgenden Bericht seines Sohnes, der bei der canadischen berittenen Polizei im fernen Nordwesten im Dienst war. „500 Meilen des Weges müssen zu Fuß

zurückgelegt werden, und viele kräftige Constitutionen sind dem strengen Klima zum Opfer gefallen. Nur wohlserfahrene und abgehärtete Minenarbeiter sollten gehen, Männer, die als Sachverständige den rechten Weg kennen, um gute Schürfsloze zu belegen. Da sind Leute, die ihre guten, einträglichen Stellungen aufgeben und zum Theil mit einer jungen Frau und kleinen Kindern, die an ein müheloses, bequemes Leben gewöhnt sind, von hier fortziehen. Sie werden, falls sie überhaupt ihr Ziel erreichen, den Tag ihrer Abreise verfluchen. Aber selbst von den Tausenden alter, erfahrener, wetterharter Minenarbeiter, die jetzt auf dem Wege sind, werden voraussichtlich vielleicht einer aus tausend genug verdienen, um wieder heimkehren zu können. Einzelne

werden zweifellos sich großen Reichtum erringen, aber sicherlich nicht solche, die nichts von Grubenarbeit verstehen. . . Ueber 2000 Menschen liegen in diesen rauhen Strichen schon begraben; sie starben alle vor Hunger und Erschöpfung. Ein Minenarbeiter aus den Vereinigten Staaten, der kürzlich zurückkehrte, war ein junger Mann von 25 Jahren, als er vor drei Jahren hinaufzog. Er ist heute eine gebrochene Jammergestalt mit fast weißen Haaren und sorgengefurchtem Antlitz. Mir dünkt, das bißchen Gold kommt unter solchen Umständen theuer zu stehen, und ein Mensch muß von Simmen sein, blindlings alles aufs Spiel zu setzen. Es ist ganz wie eine Lotterie. Nicht jeder kann einen Treffer ziehen, und wie wollen jene, denen es nicht glückt, die 3500 Meilen durch Wald und weglose Wüste, über Berge, Seen, Flüsse den Weg zur Heimat zurück finden? . . .“

Ein Minenarbeiter, Robert Crook, der von Klondike zurückkehrte, erzählt: „Der Winter beginnt in Dawson City am



Goldsucher auf dem Marsche. (S. 149.)

15. September und dauert bis zum 1. Juni. Während dieser Zeit ist das höchste, was einigermaßen ans Tageslicht erinnert, ein schwaches Dämmerlicht, das alles in unbestimmten Umrissen läßt und die Kälte noch empfindlicher macht. Das Thermometer fällt häufig auf — 51° Celsius und steht durchschnittlich auf — 40° Celsius. Die beständige Dunkelheit wirkt erdrückend. All diese Zeit hindurch bildet geschmolzenes Eis das einzige Wasser zum Trinken und Waschen. Die Folge ist, daß neun Monate lang keiner sich wäscht. Die Art der Goldgewinnung, wie sie hier durch das Klima bedingt wird, ist ganz verschieden von allem, was man sonst in dieser Richtung sieht. Statt Männern mit aufgeschürzten Ärmeln, die das Gold im Bette eines Baches waschen, trifft man hier in Pelze und Felle verummte Gestalten, die am Rande einer tiefen Grube auf und ab gehen und warten, bis das darin lodernde Feuer den Grund soweit aufgethaut hat, daß man wieder



einige Zoll weiter graben kann, bevor ein neues Feuer angezündet wird. Die schmutzige Erdmasse, die man herausgeholt, wird aufgeschichtet und bleibt bis zum Sommer liegen, weil dann erst das nöthige Wasser zum Schwemmen zu haben ist."

Ein Engländer ruft in einem Brief vom 4. Aug. v. J. seinen Freunden in England gleichfalls ein dringendes „Bleibt zu Hause!“ zu und führt zur Befräftigung die Worte eines der besten Kenner des Yukon-Districtes, Herrn B. Wilson, an. Derselbe sagt: „Schon die Reise bietet Schwierigkeiten, zu deren

Ueberwindung auch der abgehärtetste Mann alle Kraft und allen Muth zusammennehmen muß. Sein Leben ist eine Kette von Mühsalen und Anstrengungen.

Da heißt es Vorräthe und Gepäc die weglosen Berg Höhen hinaufschaffen, ein schwerbeladenes Boot über ein wildes Klippengewirr gegen 5—7 Meilen langer Flußschnellen vorantauen, graben in tief und hart gefrorenem Grunde, schlafen, wo die Nacht einen überrascht, sich im Sommer erfolglos wehren gegen Millionen Mücken und Mosquitos, in schäumende Cannons (Flußengpässen) und Schnellen tollkühn sich hineinwagen, und endlich sieben lange Monate die unbarmherzige Kälte ertragen, die nie über Null steigt, oft aber bis gegen 80° Fahrenheit darunter fällt." Daß diese Angaben nicht übertrieben sind, wird unter anderem

durch die Nachricht bestätigt, daß auf der einen White-Paß-Route seit August 1897 an 3200 Pferde zu Grunde gegangen. Auch P. Franz Barnum, der im Sommer 1896 die Tour von Juneau nach Klondike über den Chilcoot-Paß und durch das jenseits der

wilden Gebirgswelt folgende Seen- und Flußgewirr machte, hat die Gefahren dieser beschwerlichen, abenteuerlichen Reise in ergreifender Weise beschrieben. Die Strecke, 750 Meilen, wurde in 26 Tagen zurückgelegt. Aber der gleißende Zauber glanz des Goldes zieht mächtig an und läßt Tausende über alle noch so vernünftigen Bedenken sich hinwegsetzen. Nach einem Berichte des „Standard“ von Ende Januar hatten fünf amerikanisch-canadische Eisenbahngesellschaften für den Frühling von 1898 bereits Contracte für 45 000 Fahrarten abgeschlossen, bei zwei Dampfschiffgesellschaften des Pacific waren Plätze für 20 000 Passagiere bestellt.

Unter Leitung der Vorsehung kann auch das Goldfieber zu Gutem führen. Die starke Einwanderung, die es nach Californien, Australien, Südafrika gezogen, hat

eine weite Wildniß in civilisirte Länder umgewandelt und der Mission der Kirche neue fruchtbare Arbeitsfelder überwiesen. Hoffen wir, daß Aehnliches auch im fernen Nordland sich vollziehe.



Übergang über den Chilcoot-Paß. (S. 149.)



## Die Sioux und ihre Apostel.

Vor etwa einem Jahrhundert war der rothe Mann noch der fast unumschränkte Herr des Mississippi und Missouri und der weiten Wälder und Prairien, die zwischen den beiden Strömen und weiter westwärts bis zum Felsengebirge sich dehnten. Heute sind von „freien Indianern“ nur noch wenige versprengte Trupps vorhanden; alle übrigen Reste der Uramerikaner sind in sogenannten Reservationen eingepfercht, die wie Inseln aus der rings umwogenden Fluth des civilisirten Amerika hervorragen. Indes nicht widerstandslos ließ sich der Indianer von seinen angestammten Wohnsitzen verdrängen. Verzweifelt hat er sich gegen die überlegene Macht und List des „Bleichgesichtes“ aufgebäumt, und eine unabsehbare Kette von blutigen Kriegen und Gewaltthaten bezeichnet die Marksteine der vordringenden Cultur und Kolonisation. Der Stamm, der in diesem Jahrhundert wohl am längsten und hartnäckigsten diesen Verzweiflungskampf geführt, ist derjenige der Sioux-Dakotas. Seine Geschichte ist typisch für die nordamerikanische Indianerpolitik, und es dürfte in mehrfacher Hinsicht lehrreich sein, dieselbe wenigstens in kurzen Umrissen vorzuführen.

### 1. Das Volk der Sioux einst und jetzt.

„Der Stamm der Sioux“, so schildert sie G. Catlin, einer der besten Kenner und Freunde der nordamerikanischen Indianer, nach seinem ersten Besuch in ihrem Lande 1832, „ist einer der zahlreichsten Stämme Nordamerikas und vielleicht der kräftigste und kriegstüchtigste von allen. Er zählt gewiß an 40 000—50 000 Köpfe und dürfte im Stande sein, falls alle Theilgruppen gleichzeitig ausrückten, 8000—10 000 gut berittene und wohl bewaffnete Krieger ins Feld zu stellen. Der Stamm besitzt eine große Menge halbwildler Rösser, die auf den weiten Prairien eingefangen wurden. Nicht wenige Krieger sind im Besitz von Feuerwaffen; doch jagt der größere Theil noch mit Pfeil und Bogen und langen Lanzen, mit denen sie das Wild hoch vom Roß herab im vollen Laufe erlegen.“

Ihr Stammsitz war damals noch, wie schon zur Zeit P. Marquettes († 1675), das ganze weite Stromgebiet des obern Mississippi und Missouri, westlich bis zum Fuße des Felsengebirges, nördlich bis Canada, südlich bis zur Nordgrenze von Kansas reichend, also etwa das heutige Minnesota, Nord- und Süd-Dakota und ein Theil von Nebraska. Doch waren sie kaum irgendwo fest angesiedelt, sie wechselten vielmehr häufig ihre Lagerplätze, wie Jagd und Krieg es forderten.

Catlin rühmt die Sioux, wie er sie damals noch in der Urkraft eines freien Jägervolkes fand, als den schönsten, kraftvollsten Menschengeschlag, den er auf seinen weiten Reisen angetroffen. Ihre Erscheinung ist überaus stattlich und imponirend, ihre Statur hochgewachsen und bedeutend über dem Durchschnittsmaß der meisten andern Stämme. „Wenigstens die Hälfte ihrer Krieger ist sechs Fuß hoch und oft darüber.“ Ihr Gang und ihre Bewegungen sind leicht und elastisch. Ihre Füße und Beine erhalten durch die beständige Uebung eine ganz außerordentliche Muskelkraft. Die Gesichtszüge sind scharf geschnitten, die Nasen meist kühn gebogen, echte Adlernasen, die Augen klein, aber scharf. Die Zähne stehen regelmäßig und bleiben gesund bis ins höchste Alter. Das Leben und Treiben des Sioux in seinem wilden freien Zustande ging auf in Krieg und Jagd und in den festlichen Spielen und religiösen Ceremonien, welche dieselben einleiteten und beschloßen. Krieg war sein eigentliches Lebenselement, und die traditionellen

Feindschaften der Stämme untereinander boten dazu reichliche Gelegenheit. Die Jagd wurde theils zum Vergnügen und als Kraftübung, theils aus Bedürfniß getrieben, da sie den hauptsächlichsten Bedarf an Nahrungsmitteln und kostbaren Fellen deckte. Die unabsehbare Prairie und die dichten, weiten Wälder boten damals noch einen unermesslichen Reichtum an Wild verschiedenster Art und waren die unerschöpfliche Speisekammer, die der Große Geist seinen rothen Kindern gegeben. „Es gibt keinen Theil des Flachlandes in Amerika“, so schreibt Catlin, „der einen größern Reichtum an Büffelherden und wilden Rössen (Mustangs) aufweist, und keinen Stamm, der kühner und geschickter ist, die einen zu seiner Nahrung zu erlegen, die andern zu seinem Gebrauche einzufangen.“

Es würde uns zu weit führen, auf die Regierungsform der Sioux, ihre religiösen Begriffe, ihre Sitten und Gebräuche in Krieg und Frieden des nähern einzugehen; es genügt für unsern Zweck, das Gesamturtheil Catlins hier im wesentlichen wiederzugeben. Die gewöhnliche, landläufige Schilderung, so sagt er, stelle den Indianer hin als einen bettelhaften, trunksüchtigen, mordgierigen Schurken. Das sei eine Verleumdung. „Ich bin jahrelang bei diesem Volke umhergereist, und es wurde weder mein Skalp genommen noch jemals der geringste Gewaltact gegen mich geübt; nie hatte ich Veranlassung, meine Hand zur Vertheidigung zu erheben, noch wurde mir von meinem Eigenthum auch nur um Schillingwerth gestohlen, und dies alles in einem Lande, wo keine Criminaljustiz den Verbrecher zur Verantwortung zieht. Gewiß gibt es Indianer, die stehlen und morden, und falls der Weiße nicht dasselbe thäte, und zwar mit bewusster Hintansetzung des göttlichen und menschlichen Gebotes, so könnte man eine Genugthuung darin finden, den Indianer als diebisch und mordlustig zu brandmarken. Daß die Rothhäute in ihrem ursprünglichen Zustande ‚trunksüchtig‘ sind, ist falsch; sie sind vielmehr das einzige Temperenzlervolk im buchstäblichen Sinne des Wortes, dem ich auf meinen Reisen begegnet bin und wohl niemals beggenn werden. Die Stämme brauen keine geistigen Getränke und lernten dieselben erst dann kennen, als sie von Christen eingeschmuggelt und ihnen förmlich aufgezwungen wurden. Daß dieses Volk ‚nackt‘ gehe, ist gleichfalls unwahr, da ihre Kleidung nicht nur dem Klima durchaus angepaßt und bequem, sondern auch nicht ohne Geschmaack und Eleganz ist, wie meine zahlreichen, nach der Natur aufgenommenen Bilder beweisen. Endlich ist auch sehr fraglich, ob Leute ‚arm‘ genannt werden können, welche mitten in einem unermesslichen Gebiete herrlicher Weidegründe leben, die sie mit ihren Rössen frei durchschweifen, welche gemeinsame Besitzer eines Landes sind, dessen Ströme, Wälder und Prairien der ‚Große Geist‘ mit Ueberfluß an Nahrung ausgestattet hat.“

Das ungefähr waren die Sioux, wie sie Catlin noch vor etwa 70 Jahren getroffen. Gewiß, der Sioux war ein echter Wilder, mit all den dunklen Schattenseiten eines barbarischen Culturzustandes. Tapferkeit und Hinterlist im Kampfe, Auszeichnung in den Spielen und Uebungen physischer Kraft und Gewandtheit, Ausdauer und stoische Verachtung des Schmerzes bildete sein höchstes Lebensideal. Grausamkeit gegen seine Feinde, Trägheit und Abscheu vor der Arbeit, die nach seiner Auffassung des Mannes unwürdig war, krasser Aberglaube und ähnliches waren die tiefeingewurzelten Fehler seiner Rasse. Daneben aber hatte er auch viele edle Züge. Seine Religion war im wesentlichen getragen durch den Glauben an den



einen Großen Geist und die Unsterblichkeit der Seele. Gastfreundschaft, Ehrlichkeit, ein offener Sinn für Gerechtigkeit und ein gewisser Edelmuth waren ihm gemeinsam mit den andern nordamerikanischen Indianern in viel höherem Grade eigen als den eingebornen Stämmen Südamerikas, und doch was hatte die katholische Religion aus denselben in Paraguay, Chile und Peru u. s. w. zu machen gewußt!

Sie hätte auch bei den Siouir, welche Nicolle den tüchtigsten aller nordamerikanischen Stämme nennt, die er gesehen, die Zeiten der alten Huronenmission erneuert, wenn nicht eine rücksichtslose Gewaltpolitik, statt die tiefer stehende Rasse zu sich emporzuheben, mit zermalmendem Fuße über sie weggeschritten wäre. Es war klar, daß ein so freiheitsliebendes, kriegerisches Volk sich nicht ohne weiteres aus seinen angestammten Wohnsitzen verdrängen, noch wie ein unmündiges Kind behandeln ließ. Solange die weiße Kolonisation sich noch östlich vom Mississippi hielt, waren die Beziehungen der Siouir zu den Bleichgesichtern die besten. Nach Nicolle bezeugten die Beamten der Nordwest-Pelzgesellschaft einstimmig diese freundschaftlichen Gesinnungen. Mit Stolz hätten die Häuptlinge 35 Jahre hindurch bei ihren jährlichen großen Rathssammlungen hervorgehoben, daß sie ihre Hand noch nie mit dem Blute der Weißen befudelt.

Allein unaufhaltfam drängte der Strom der weißen Siedler nach Westen vor. Im Süden waren unter dem Präsidenten Monroe zahlreiche Stämme theils durch schöne Versprechungen, theils gewaltsam über den Mississippi geschoben worden, um Platz zu schaffen. Nachdem einmal die Besiedelung die nordwestliche Richtung genommen, konnte das weite Stammgebiet der Siouir nicht lange unberührt bleiben.

Der erste zu Prairie du Chien geschlossene Vertrag der Siouir mit den Vereinigten Staaten fällt ins Jahr 1830. 1837 trat der Stamm gegen ein Jahrgeld sein ganzes Gebiet östlich vom Mississippi ab und verstand sich 1851 durch einen neuen Vertrag auch dazu, ganz Minnesota zu räumen. Wie diese Verträge gemacht wurden und wie wenig die Indianer damals deren Tragweite erkannten, haben wir früher ausführlich geschildert (Jahrg. 1876, S. 133 ff.). Bis dahin war indes das Verhältniß ein ziemlich friedliches geblieben. Die Siouir bildeten damals eben noch eine Macht, mit der man rechnen mußte und die eine kluge Politik zu reizen verbot. Der Riß kam dadurch, daß die Agenten der Regierung die durch den Vertrag von 1851 feierlich gemachten Zusagen nicht hielten und die Indianer in schmähtlicher Weise um die ihnen zukommenden Jahresgelder betrogen (siehe a. a. O. S. 134 ff.). Wie ein Prairiebrand flammte 1854 der Zorn der Siouir auf. Eine Militärabtheilung der Staaten wurde überfallen und niedergemacht. Das bot den gewünschten Anlaß zu einem blutigen Rachezug des nordamerikanischen Generals Harney. Eine neue Vereinbarung machte den weiteren Feindseligkeiten vorderhand ein Ende. Bis 1862 blieb alles ziemlich ruhig. Da brach ein neuer Aufstand los, verursacht durch Gewaltthätigkeiten und das widerrechtliche Vordringen der weißen Kolonisten auf Dakota-Gebiet. Die Indianer sandten ihre Beschwerden ein, allein die eingeleiteten Untersuchungen führten zu nichts. Da griffen die Siouir zu den Waffen, überfielen die nächsten Ansiedelungen der weißen Kolonisten. Ueber 1000 wurden ermordet, zahlreiche Frauen und Kinder geraubt. Der Siouir war zum Feind der Weißen geworden. Wehe der Post und dem Transportwagen, der ihnen in den Weg kam! Sengend, raubend und mordend durchzogen die wilden Reiter rache schnaubend das Land, bis General Sibley in mehreren Gefechten sie schlug und in die Prairien zurückdrängte

(vgl. Jahrg. 1876, S. 182 ff. 201 ff.). Die besiegten Siouir zerstreuten sich; ein Theil wanderte nach Canada aus, ein anderer zog sich in die damals noch unbefestigten Black-Hills, das „heilige Land“ der Siouir, zurück, die Mehrzahl unterwarf sich und wurde schon damals in Reservationen eingeschlossen. 1868 kam es zu einem neuen Vertrag. Kraft desselben sprachen die Vereinigten Staaten den Siouir den ganzen Theil Dakotas westlich vom Missouri als unantastbares Eigenthum zu. „Die Vereinigten Staaten“, so lautete Art. 16, „verpflichten sich durch diesen Vertrag, das Land nördlich vom North-Platte-Fluß und östlich von Big-Horn als Indianergebiet zu betrachten und zu respectiren, und versprechen, keinem Weißen das Betreten dieses Gebietes ohne Zustimmung der Indianer zu gestatten, und nicht zuzugeben, daß ein Weißer sich dort niederlasse oder durchziehe.“

Allein bei Abschluß dieses Vertrages hatte man weder den mächtigen Einwandererstrom nach Dakota hin, noch die Entdeckung der Goldfelder im Gebiete der Black-Hills, noch endlich die Folgen der Pacificbahn vorausgesehen. So wuchsen rings um die Indianer-Reservationen rasch wie Pilze Dörfer und Städte empor: Rapid-, Pierre-, Mandan-, Bismarck-City und andere Mittelpunkte des Handels und der Industrie. Die Farmen mehrten sich, die stets neu zuströmenden Siedler verlangten neues Land und eine directe Verbindung mit Wyoming. Die Siouir ihrerseits beriefen sich auf ihr gutes Recht und die feierlichen Vertragszusicherungen und wollten von einer Abtretung der Black-Hills, ihres „heiligen Landes“, nichts wissen. Umsonst bot ihnen die Regierung dafür 30 Millionen Dollar an, die in Raten von 15 Jahren bezahlt werden sollten. Die Siouir blieben bei ihrem Nein, und aufgefordert, selbst einen Preis zu nennen, forderten sie 250 Mill., um durch die Höhe des Preises die Kauflust zu zügeln. Darob große Entrüstung. Die Länderspeculanten drängten in Washington, kurzer Hand vorzugehen und die Rothhäute mit Gewalt zu weiteren Abtretungen zu zwingen. Allein die Siouir waren bitter entschlossen, ihr gutes Recht mit den Waffen in der Hand zu verteidigen. Die Seele des Widerstandes war ihr berühmter Oberhäuptling Sitting Bull (Sitzender Stier), der auch die frühern Erhebungen geleitet hatte. Geboren 1837 als Sohn des Jumping Bull (Springender Stier), hatte Sacred Stand (Heiliger Stand), so hieß er damals, schon als zehnjähriger Knabe als kühner Büffeljäger sich den Namen eines „Tapfern“ verdient; mit 14 Jahren nahm er den ersten Stalp und änderte seinen Namen in Tatanka Yotanka (Sitzender Stier), der ihm fortan blieb. Nach dem Tode seines Vaters wurde er einstimmig zum Oberhäuptling erwählt. In ihm waren die Charakterzüge seines Volkes: Tapferkeit, Anhänglichkeit an den heimischen Boden, Haß gegen die fremden Eindringlinge, verkörpert. Dabei war er klug, berechnend, freigebig bis zum Uebermaß und einfach schlicht in seinem äußern Auftreten. All dies machte ihn bald zum Abgott seines Volkes. 1876 wies sein Büffelmantel in der bunten indianischen Widderschrift schon 23 große Heldenthaten auf. In diesem Jahre entschloß man sich in Washington, den Widerstand der Siouir mit Gewalt zu brechen. General Crook wurde mit der entscheidenden Sendung betraut. Auf seine Aufforderung an Sitting Bull, sich gutwillig zu unterwerfen, gab derselbe die stolze Antwort: „Komm, hole mich; ich bin bereit.“ Der Krieg war lang und blutig. Drei Heerescolonnen unter General Sheridan rückten gleichzeitig von drei Seiten gegen die Indianer vor. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich am 25. Juni 1876 das berühmt gewordene Custer-Massacre. Durch einen Schein-



rückzug lockte Sitting Bull den kühnen Reitergeneral Custer mit den Seinigen in einen Engpaß, umging sie während der Nacht und nahm den Feind so in die Mitte. Die ganze Schwadron wurde niedergemacht; ein einziger entkam als Bote der schrecklichen Niederlage (s. Jahrg. 1876, S. 199 f.). Obgleich von der Uebermacht fast erdrückt, hielt Sitting Bull doch mehrere Monate lang mit großer Tapferkeit stand. Als er sah, daß ein längerer Widerstand vergeblich, floh er mit einer Schar seiner Getreuen auf canadisches Gebiet (vgl. a. a. O. S. 201 ff.). Aufgefordert, zurückzukehren und auf Grund eines neuen Vertrags sich in die Reservation zu ziehen, erwiderte er: „Die Regierung der Vereinigten Staaten hat schon 52 Verträge mit den Siour geschlossen, aber bis heute keinen einzigen gehalten.“

Erst im Juli 1881, als sein Trupp durch Hunger und Entbehrungen auf 45 Männer, 67 Frauen und 73 Kinder zusammen-

geschmolzen war, ließ er sich zur Unterzeichnung jenes Vertrages herbei, welcher die Abtretung des Black-Hill-Gebietes besiegelte. Doch hatte Sitting Bull die Zurückbehaltung der Waffen ausbedungen.

Allein auch der Rest ihres angestammten Besizes blieb den Siour nicht unverkümmert, sondern wurde ihnen stückweise entzogen. Ihr Gebiet bildete jetzt keinen zusammenhängenden Landstrich mehr, sondern bestand nur mehr aus den vier weit voneinander entlegenen Reservationen Standing Rock und Cheyenne River im Norden, Pine Ridge und Rosebud im Süden Dakotas, so daß auch der lebendige Zusammenhang des Volkes durchschnitten war. Als Entschädigung wurden ihnen 70 Millionen Francs und regelmäßige Vertheilung von Rationen zugesagt. Das klänge ja schön genug, wenn man nicht wüßte, wie wenig von diesen Summen den armen Rothhäuten thatsächlich zu gute kam.



Dawson City. (S. 147.)

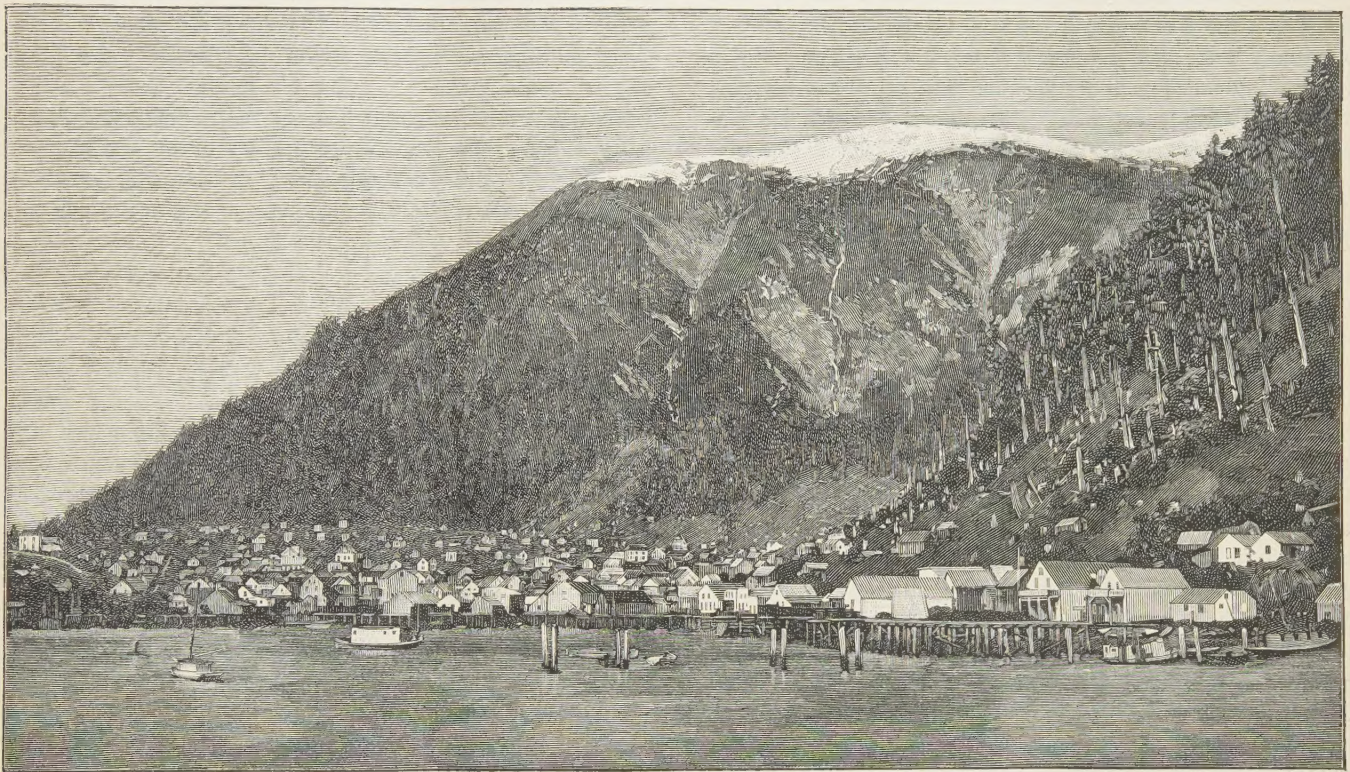
Ohne Zweifel befand sich die Regierung in einer schwierigen Lage. Auf der einen Seite drängte die unaufhaltbare Fluth der weißen Einwanderung und wuchs mit der rasch vordringenden Kolonisation das Bedürfniß neuer Landeserwerbung und neuer fogen. Eröffnungen, auf der andern standen das unlängbare angeborene Recht einer schwächern Rasse auf den alten Stammsitz ihrer Väter und auf die durch feierliche Verträge garantirten Versprechen. In der Theorie erschien das System der Reservationen eine erträgliche Lösung, in der Praxis war und blieb es ein unberechtigtes Auskunftsittel, ein Gewaltact. Sie beraubte den Indianer seiner Freiheit, sie zwang ihn ohne Uebergang zur Annahme ganz ungewohnter Lebensbedingungen und lieferte ihn völlig in die Hände gewissenloser Zwischenhändler und Agenten. Die weiten Jagdgründe, seine bisherige Nahrungsquelle, waren dem Siour genommen, die Büffelherden ausgerottet; Ackerbauer wollte und konnte er auch nicht im Handumdrehen werden, also blieb nur das unwürdige System der Nacionenaustheilung übrig, das

den stolzen Sohn der Prairie zum hungrigen Bettler herabwürdigte. Aber auch die versprochenen Rationen wurden ihm nicht regelmäßig und wie ausbedungen zu theil. (Siehe über die schmachlichen Unterschlagungen und Betrügereien der Agenten Jahrg. 1876, S. 135.) „Mächtiger Vater,“ so schrieben die Siour 1890 an den Präsidenten (Evidence before committee of Indian affairs and Indian frauds), „als wir die Black-Hills abtraten, da sagtest du, daß wir, d. h. jeder von uns, täglich drei Pfund Rindfleisch erhalten sollten. Allein man gibt sie uns nicht. Wir sterben vor Hunger und bitten dich, dein Versprechen zu halten. Für 30 Mann gibt man uns einen Ochsen, und das für acht Tage. Wenn du es nicht glauben willst, so schicke einen hierher und rufe einige von uns zu dir; unser Häuptling mit fünf andern werden gehen und dir sagen, wie es steht. Willst du dies nicht thun, dann gib uns wenigstens einen Offizier zum Agenten.“ Die angestellten Untersuchungen stellten diese Klagen als nur zu berechtigt fest. Von allen Seiten kamen Enthüllungen und Warnungen, der



unhaltbaren Mißwirtschaft ein Ende zu machen. (Vgl. u. a. New York Herald vom 24. December 1890.) Hervorragende Militärs, wie General Miles, Sheffield, Missionäre und Laien traten für die nothleidenden Indianer auf. Der strenge Winter von 1890 brachte die Noth der Sioux aufs äußerste. Dennoch geschah von seiten der Regierung soviel wie nichts zur Besserung der Lage. So blieb den Sioux keine andere Wahl, als entweder Hungers zu sterben, oder ein neues Stück ihres noch übrigen Landes abzutreten, oder mit den Waffen in der Faust sich zu erheben. Einige, wie die Crows, versuchten es mit dem Verkauf. Am 9. December 1890 traten sie an die Regierung um 948 000 Dollar 750 000 ha Landes, den dritten Theil ihrer Reservation, ab. Die meisten aber und vor allen die eigentlichen Sioux weigerten sich entschieden gegen eine neue Abtretung, zumal sie von den früher versprochenen Zahlungen noch wenig ge-

sehen hatten. Kampf auf Leben und Tod war die Parole, und Sitting Bull, der sie vor allen vertrat, wurde wieder an die Spitze gerufen. Der Haß gegen die Bleichgesichter flammte in alter Stärke wieder auf, mächtig geschürt durch seltsame Prophezeiungen von der bevorstehenden Ankunft eines Messias der rothen Rasse, welcher die Weißen vernichten, den Indianern die freie Prairie zurückgeben, sie mit Büffelherden wieder bevölkern, die gestorbenen Väter wieder auferwecken und die Kinder des Großen Geistes frei und glücklich machen werde. Ein wahrer Rausch der Begeisterung erfaßte einen großen Theil des Volkes. Im Frühjahr 1891 wollte man losbrechen. (Siehe die ausführliche Schilderung des Aufstandes Jahrg. 1891, S. 44.) Allein bereits zog General Miles mit seinen Truppen heran, um denselben wo möglich im Keime zu erstickern. Das beste Mittel schien ihm, sich der Person Sitting Bulls zu bemächtigen. Durch die scouts, indianische Späher im



Juneau City. (S. 145.)

Dienste der Regierung, wurde er benachrichtigt, daß der alte Häuptling mit seinen auserlesenen Tapfern daran sei, nach den Bad-Lands zu ziehen, um sich dort mit einem andern Stamme zu vereinigen. Eine starke Abtheilung Scouts, gefolgt von zwei Schwadronen Cavallerie und einem Bataillon Infanterie unter Hauptmann Drum, sollte den Sioux den Weg verlegen. Am 15. December 1890 stieß die Vorhut auf die Indianer. Der Anblick der Scouts, die der Sioux als Verräther an seinem Volke vor allen haßte, entflammte ihren Grimm. Eine Salve streckte die vordersten nieder; die andern flohen zurück. Einer rief die nachrückende Heeresmacht zur Stelle. Es entspann sich ein wüthender Kampf. Trotz des furchtbaren Artilleriefeuers hielten die Sioux stand, und die Tapfersten stellten sich schützend um die Person ihres geliebten Häuptlings. Allein Sitting Bull wurde umzingelt und gefangen genommen. Bei diesem Anblick rafften die Sioux ihre letzte Kraft zu einem Befreiungsversuche zusammen. Da

trafen zwei Kugeln den alten Häuptling; die eine zerschmetterte seine Schultern, die andere schlug ins Herz. Mit ihm fielen sein Sohn Black Bird (Schwarzvogel) und die Elite seiner Krieger. (Jahrg. 1891, S. 64.) Der Tod Sitting Bulls setzte dem Kampf ein Ziel. Einige der Sioux machten noch einen verzweifelten Versuch, den Leichnam ihres Führers zu bergen, die andern unter Big-Foot (Großfuß) entflohen nach dem Westen. Auch die übrige flüchtige Masse des Sioux-Volkes sollte an der Auswanderung gehindert und in die Reservationen zurückgebracht werden. Von Nord und Süd schlossen die Truppen des Generals Forsyth um die Flüchtigen einen Bogen. Der Marsch der Sioux wurde durch 51 Lastwagen, welche ihre Weiber und Kinder und Habseligkeiten trugen, verzögert. Es war den Scouts leicht, ihre Bewegungen auszuspähen, und am 21. December fanden sich die Indianer bei Cherry Creek unversehens einer durch eine Batterie Mitrailleur verstärkt Infanterie-Division gegenüber, während eine Cavallerie-



Regiment sie von der Seite faßte. Die Sioux erkannten, daß jeder Widerstand vergebens sei, und ergaben sich ohne eine andere Bedingung, als daß ihnen die versprochenen Rationen verabreicht würden. Man schritt sofort zu ihrer Entwaffnung. Umringt von den Truppen, angesichts der drohenden Geschütze, die rings die Höhen beherrschten, traten die Siouxfrieger in einen Kreis zusammen und legten ihre Karabiner vor sich nieder. Als nun aber aus den Reihen der Soldaten die verhassten Scouts hervortraten, um die Waffen in Empfang zu nehmen, erhob sich ein dumpfes Murren. In einer unwiderstehlichen Anwandlung heftigen Zornes gegen diese Verräther ihres Volkes und Mörder ihres Häuptlings rafften die Sioux ihre eben niedergelegten Waffen wieder auf und schossen auf die Späher. Die vordern fielen, die andern warfen sich platt auf den Bauch, um den Truppen freien Schuß zu geben. Ihre Kugeln schlugen mit furchtbarer Wirkung in den dichten Knäuel von Männern, Weibern und Kindern. Trotzdem versuchten die Sioux, mit dem Muthe der Verzweiflung die feuerspeiende Linie zu durchbrechen. Die Truppen geriethen bei dem heftigen Anprall ins Wanken. Da ließ General Forsyth die Mitrailleusen spielen. Von allen Seiten flammten die todbringenden Geschütze, und doch fochten die Indianer über eine Stunde weiter; sie wollten eher alle sterben, als sich ergeben. Und sie starben, Männer und Frauen, bis auf den letzten Mann. Bloß sechs Kinder sollen das grauenvolle Blutbad überlebt haben.

Den Truppen kostete dieser feige Sieg ganze 75 Mann. Das ganze Land war entsetzt über diese barbarische Schlächtereier. General Forsyth wurde abgesetzt und nach Washington zur Verantwortung gerufen. Ein Wuthschrei der Entrüstung ging durch die übrigen Sioux-Lager, die bereits zum Theil ihre Unterwerfung zugesagt hatten. Noch zählten sie etwa 4000 Krieger. Allein was vermochte dieser versprengte, führerlose, halb verhungerte Haufe? So war es nach kurzem Blutvergießen ein leichtes, sie zur völligen Unterwerfung zu zwingen. Eingeschlossen in einem Gürtel von Bajonetten und Kanonen, lieferten sie am 16. Januar 1891 ihre Waffen ab. Von dieser Stunde ab war das Los des einst so mächtigen freien Sioux-Volkes besiegelt. Die „Civilisation“ hatte gesiegt und war nun in unbestrittenem Besitz des ganzen Continents. Ein ernstlicher Widerstand seitens der rothen Rasse ist nicht mehr zu fürchten. Ihr Stolz und ihre Kraft ist gebrochen, und sie hat nur noch die Wahl, entweder in kurzem völlig aussterben oder durch Aufgeben ihrer nationalen Sonderart und völlige Aufnahme der fremden Cultur sich eine neue Zukunft zu schaffen.

Wir haben im vorausgehenden in kurzen Zügen gezeigt, wie in diesem einen Fall des Siouzvolfes der Staat die Indianerfrage gelöst; es bleibt uns noch übrig, zu sehen, wie die Kirche ihrerseits sich diese Aufgabe gedacht und zu erfüllen versucht hat. (Fortsetzung folgt.)

## Eine Sommerfahrt durch Jesso, die Nordinsel Japans.

(Nach dem Reiseberichte des hochw. Herrn Michael Ribaud, Missionärs des Pariser Seminars. — Schluß.)

### 5. Sapporo, Jessos Hauptstadt.

Es war vor 25 Jahren, als sich die japanische Regierung entschloß, die Kolonisation Jessos wirksam in die Hand zu nehmen, um so ein für allemal den Eroberungsgelüsten des russischen Nachbars in Ostasien ein Ende zu machen. Zugleich wollte Japan durch die endgiltige Besetzung der großen Nordinsel eine Probe seiner Macht und einen Beweis seines Vertrauens in die Zukunft geben. Den vollkommensten Ausdruck fand diese Idee in der Gründung Sapporos, der officiellen Hauptstadt von Jesso. In den einheimischen Anstalten gebildete Ingenieure und Architekten wurden in die Kolonie gesandt, um die günstigste Lage ausfindig zu machen. Sie entschieden sich für die Provinz Ishikari und zauberten hier in der Ebene, die am Fuße der Ishikari-Kette sich ausbreitet, mitten im Urwald, 30 Meilen vom Meere, eine ganz moderne Großstadt aus dem Boden. Kräftige Arme legten den hundertjährigen Hochwald nieder, ebneten den Boden und steckten den Plan einer Stadt mit langen, breiten, im rechten Winkel sich schneidenden Straßen ab. Rasch stiegen nun an derselben Stelle, wo gestern noch undurchdringliches Dickicht gestanden, kostspielige Prachtbauten, Paläste, Schulen, Museen, Fabriken, Hotels, Gartenanlagen und Villen empor und erstarrten am Abend im magischen Lichte elektrischer Glühlampen. Es war das Meisterstück, mit dem Japan sein Befähigungspatent als Kolonialmacht erbringen wollte. (Vgl. die Bilder S. 160, 161, 164, 165.)

An einem thaufrischen Morgen verlassen wir das kleine, bescheidene katholische Missionshaus, um unsern Rundgang durch die Stadt zu beginnen. Wie ausgedehnt ist dieses Sapporo! Welch breite Straßen es hat! Man sieht, seine Erbauer haben gründlich mit allen altjapanischen Ideen gebrochen. Vielleicht sind die

Straßen etwas zu breit gerathen. Die Häuser stehen nicht recht im Verhältniß zur stattlichen Ausdehnung dieser schattigen, vornehmen Boulevards und erscheinen etwas gedrückt. Ueberhaupt macht Sapporo in Folge seiner riesigen, mit der Bevölkerungszahl in keinem Verhältniß stehenden Ausdehnung noch vielfach den Eindruck der Verlassenheit.

Telegraph, Telephon und elektrisches Licht, diese drei Wunderwerke unserer modernen Civilisation, sind hier in größtem Maßstabe zur Anwendung gelangt. Die Leitungsdrähte werden nach amerikanischer Weise über hohe Stangen hingeführt, und ein wirres Netz von 12—15 Doppelreihen umspinnt Straßen und Plätze.

Wagen aller Art, Kutschen, Droschken, Omnibusse rollen über das Pflaster. Reiter, hoch auf nach europäischer Weise gesattelten Rossen, sprengen in eleganten Reitstiefeln und in guter Haltung durch die schattigen Alleen. Es sind japanische Gentlemen, die ihre Morgenpromenade halten.

Zahlreiche Schlote wirbeln ihre Rauchsäulen über das Häusermeer empor, und das rege Leben um die Fabriken zeigt, daß auch die Großindustrie hier ihren Einzug gehalten. Die Kaufläden sind durchweg fein und vornehm gehalten. Vor allem fällt die große Zahl von Eisenwaren-Geschäften in die Augen mit der reichhaltigsten Auswahl landwirtschaftlicher Geräthe, wohl meist amerikanischer Arbeit: Pflüge aller Arten vom einfachsten Handpflug bis zu den neuesten Constructionen, Eggen, Säe- und Dreschmaschinen, kurz alle die neuesten Erfindungen auf diesem Gebiete. Man muß sich eben erinnern, daß Sapporo die Hauptstadt eines vor allem ackerbautreibenden Landes ist.

Vorzüglich vertreten ist auch die Textilindustrie. Zeuge, Gewebe, Stoffe aller Sorten, vom größten Gewebe bis zu den feinsten Seidengespinnten, meist einheimische Producte, erscheinen in den



einen Schaufenster, während in zahlreichen andern die fertigen Kleider- und Schuhwaren zum Kaufe laden.

Die Fabriken, besonders die verschiedenen Hanf-, Flachs-, Woll- und Seidenspinnereien, sind weitläufige solide Stein- und Ziegelbauten mit Einrichtungen wie bei den besten Firmen dieser Art im alten Europa.

Die öffentlichen Bauten, wie die Bank, Normalschule, Post, Polizeigebäude, Kasernen u. s. w., zeigen durchweg den uns Europäern so vertrauten conventionellen Stil. Unter den Privatbauten ragen hervor das Grand-Hotel in freistehender Lage, ganz nach englischem Muster gehalten, der Palast des Statthalters, ein wahrer Prachtbau, den wir gleich noch näher besichtigen müssen.

Dazu kommen die geschmackvollen Anlagen, Gärten, Stadtparke, Museen u. c., kurz alles, was man im Weichbild einer modernen Großstadt zu finden gewohnt ist.

Im Westen der Stadt liegt der ausgedehnte Stadtpark mit seinen schattigen Alleen, künstlichen Seen, sammetweichen englischen Rasenplätzen und zierlichen Anlagen und Vergnügungsorten. Es ist ein Bois de Bologne im kleinen, den Spaziergängern jederzeit geöffnet und in der schönen Jahreszeit von Leuten aller Klassen stark besucht. In diesem Parke findet sich auch der Hakubutsukan, das naturwissenschaftliche Museum, das in hübscher Anordnung und großer Vollständigkeit alle Schätze und eigenartigen Producte der Kolonie vereinigt. Machen wir uns auf zu einem Besuche. Wir lassen zur Linken die große Brauerei und biegen in die übermäßig breite Kita-machi, d. h. Nordstraße, durch deren Mitte ein mit Steinen eingefasster und von zahlreichen Bogenbrücken überspannter Kanal hinfließt. Wir kommen am Hoheisan vorüber. Es ist ein hübscher Hotelbau, ganz im modernen Stil aufgeführt, und wurde vor einigen Jahren errichtet, als Se. kaiserliche Majestät der Mikado zum Besuch in Sapporo erwartet wurde. Derselbe unterblieb indessen. Der ganze Platz ist mit einem eisernen Gitter umschlossen, dessen Pforte aus kunstvoll gearbeiteter Bronze besteht. Das Gebäude zeigt edle Formen; der Zugang bildet eine prächtige Vorhalle, die auf korinthischen Säulen mit reichen Blumenkapitälern ruht und von einem zierlichen Balkon überragt ist. Die umgebenden Baum- und Blumenanlagen mit Teichen, künstlichen Felsgruppen und feinen Rasenplätzen zeigen das in diesem Punkt unübertroffene Geschick des Japaners. Unweit davon ragt der Palast des Statthalters empor. Wir durchschreiten eine etwas vernachlässigte Allee, an welcher jedoch eine Reihe bedeutender Bauten, wie die Landwirtschaftliche Schule, die Post, das Spital, sich erheben, und betreten endlich den öffentlichen Garten. Es ist Sonntag, und zahlreiche Spaziergänger ergehen sich in bunten, verschiedenartigen Trachten unter den schattigen Kronen der Ahorn und Eichen und am Rande der spiegelhellen Wasserbecken.

Bald stehen wir vor einem lustigen Villenbau. Es ist der Hakubutsukan. Wir treten ein. Der Mittelsaal ist geräumig und gut beleuchtet. Schöne Glaskästen, mit peinlicher Sorge in Stand gehalten und theils zu beiden Seiten rechtwinklig zur Wand aufgestellt, theils in der offenen Mitte durchlaufend, enthalten die Schätze des Museums. Manche dieser Glaskränke haben Scheiben von 2 m Höhe und 1½ m Breite und enthalten sehr umfangreiche Schaustücke. Alles ist vornehm gehalten und von ausgesuchter Sauberkeit.

Der Eintritt ins Museum ist frei, und jedermann kann hier, so oft er will, sich Belehrung holen und die eingeschlossenen und genau etikettirten Vertreter der vaterländischen Thier-, Pflanzen- und Mineralwelt bewundern, die er vielleicht schon oft im wilden

Urwald und auf freier Savanne, aber mit weniger Seelenruhe und Muße gesehen hat. Bauern, Packträger, Kolonialmiliz, kleine Bürgerleute, Studenten, junge, eifrig Notizen machende Professorenschüler durchlaufen die Galerien oder stehen in Gruppen und tauschen ihre Eindrücke und Gefühle aus, die oft in naiv drolligen Bemerkungen aus Ohr hinüber tönen.

Eine Aufzählung der Nummern würde zu weit führen und ungefähr ein vollständiges Bild der gesamten reichen Fauna und Flora von Jesso bieten. Die gewaltigen Raubthiere des Urwaldes, die kostbaren Pelzträger des Nordens, die mannigfaltigen Formen der Flossenthiere und Fische, die überreiche Vogelwelt von Jesso und den Kurilen, alles ist meist in prächtigen Exemplaren vertreten. Die Thierstücke sind kunstgemäß ausgestopft und in naturwahren Gruppen aufgestellt. Auch die reichen Mineralschätze: Gold-, Eisen-, Kupfererz, Schwefel, Marmor, Krytall und Kohlenproben, kommen zur Geltung.

Der obere Saal ist ganz den Ureinwohnern des Landes, den Ainos, geweiht und bietet eine vollständige ethnographische Ausstellung dieses eigenthümlichen Völkchens.

Das schönste Baudenkmal von Sapporo ist unstreitig der Dosho oder Palast des Statthalters, ein Prachtbau aus rothen Ziegeln ganz im modernen Stil. Er hat der Regierung etwa 1 Million Dollar gekostet (über 4 Millionen Mark) und umfaßt einen Flächenraum von 550 Tsubos (etwa 2000 qm). Von der großen Avenue aus macht der Bau mit seiner geschmackvollen Gliederung, seinen großen, funkelnden Bogenfenstern, seiner massiven, in drei Portalen und Freitreppen auslaufenden Thorhalle und seiner imposanten Kuppel einen herrlichen Eindruck. Der Bau würde jeder europäischen Großstadt Ehre machen.

Sapporo als ganz moderne Hauptstadt hat natürlich auch schon, trotz ihrer Jugend, 1892 ihre Ausstellung gehabt, und zwar mit glänzendem Erfolg. Von den Ausstellungsgebäuden sind nur wenige Reste stehen geblieben. Gehen wir hin, um unsern Rundgang zu vollenden.

Wir folgen der Minami, Südstraße. Die warme Sonne hat reges Leben in die Straßen gelockt. Gruppen von Kindern baden in den seichten Wassern des Kanals, der hier nicht länger von Steindämmen eingerahmt, sondern von Weidenbüschen beschattet wird. Dieser Stadttheil hat noch mehr das Gepräge von Nippon beibehalten. Hier pulst noch ein wenig altjapanisches Leben. Da sind wieder die niedern, vogelförmlichen Häuschen, da schillern an den Wänden die grellfarbigen, lackirten Schilder mit chinesischen Inschriften. Es ist Fest heute. Ueberall weht die nationale Flagge: rothe Sonne auf weißem Grunde. Soldaten von der kolonialen Miliz schlendern durch die Gassen. Gruppen von Leuten aus dem Volke umlagern die Trödlerbuden. Doch schon sind wir am Ziel, auf dem ehemaligen Ausstellungsplatz am Ende der Stadt. Nur zwei bis drei Bauten, halb im Grünen versteckt, stehen noch übrig. Vorne blinkt der Spiegel zweier künstlicher Seen, die vom Toyoschira, dem Flusse Sapporos, gespeist werden. Ringsherum laden niedliche Theehäuschen zur Einkehr ein, von denen einige pfahlbauartig am Bord der Seen sich erheben. In der Nähe liegt die Pferderennbahn von Sapporo. In weiter Ferne schließt eine hochaufragende Bergkette das Landschaftsbild. In den Anlagen, die stark besucht sind, erblickt man vorwiegend Militär und sonntäglich herausgeputzte Familienpartien.

Die Ausstellung machte damals als etwas ganz Neues großes Aufsehen. Der Franzose Herr Drouard de Lezey äußerte sich ganz entzückt über die Vielseitigkeit, Vollendung und Preiswürdig-



keit der ausgestellten landwirtschaftlichen und gewerblichen Erzeugnisse, die zugleich so recht anschaulich zeigten, wie trefflich der Japaner von Europa zu lernen und fremde Errungenschaften sich anzueignen verstehe. „Alle Bodenerzeugnisse Europas: Weizen, Gerste, Hafer, Runkelrüben, Hanf, Flachs u. s. w., sind hier vertreten und zeigen, welchen Reichthum ein geschickter Landwirt aus dem Boden Jessos ziehen kann. Hanf und Flachs setzen durch ihre Größe in Erstaunen. Dann sämtliche europäische Obstsorten in vorzüglichster Qualität: Birnen, Äpfel, Pfirsiche, Aprikosen,

Pflaumen u. s. w. Man bleibt unwillkürlich stehen mit dem Wunsche, in die saftigen Früchte zu beißen, die, auf Nippon unbekannt, den alten Residenten von Tokio und Yokohama seit langen Jahren nicht mehr zu Gesicht gekommen waren. Neben diesen Erzeugnissen Europas beweisen Reis und Seide, daß Hokkaido (Jesso) trotz seines langen Winters auch ihren Anbau lohnt, obschon der Reis hier schon nicht mehr so gut reift. Hokkaido ist mehr ein Kornland, und der Bedarf an Reis wird größtentheils von Nippon her gedeckt, weshalb er auch theuer ist.“



I. Südost-District. II. Kadiak-District. III. Unalaska-District. IV. Nushagak-District. V. Kuskokwim-District. VI. Yukon-District. VII. Arktischer District.  
 ..... Abgrenzung der Districte.      - - - - - Grenze zwischen amerikanischem und britischem Gebiet.      o Missionsstationen.

Auch die Gewerbe-Erzeugnisse waren würdig vertreten: hänsene Seile, Taue von jeder Größe und Dicke, Stoffe und Gewebe, Matten, Handtücher, Vorhänge zc. in feinen, geschmackvollen Zeichnungen. All dies sowie die Zuckerproben japanischen Fabrikats u. a. m. beweisen, daß die Japaner nicht umsonst in Europa gelernt haben.

Zur gedeihlichen Landwirtschaft gehört ein tüchtiger Viehstand. Hier fehlte es an edlen einheimischen Rassen; allein, wie die Ausstellung der Pferde, Ochsen, Schweine u. s. w. zeigte, hat man auch in dieser Richtung durch Einführung von Zuchtvieh aus Europa und Amerika bereits Vorzügliches erzielt. Diesem Zweck, die ein-

heimischen Landwirte mit den rationellen Methoden und Errungenschaften des Auslandes bekannt zu machen, dient vor allem auch die landwirtschaftliche Schule von Sapporo, mit welcher eine großartige Musterfarm verbunden ist, und welche durch ihre vollständigen und prächtigen Einrichtungen in gerechtes Staunen setzt. Wie mußte das Gold in Strömen fließen, um in so kurzer Zeit diese landwirtschaftlichen und industriellen Neuschöpfungen ins Leben zu rufen.

Unter den Fabriken Sapporos sind namentlich die Hanf-spinnereien recht sehenswert. Man findet hier alles und jedes, was zu einer Factorie dieser Art gehört, aufs vollkommenste eingerichtet. Da sind die Magazine für den Rohstoff, dann viele